

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 41 (1970)

Heft: 4: Sondernummer zur VSA-Tagung in Chur : Gefahren des Heimleiterberufes

Artikel: Die seelische Situation des Kleinkindes

Autor: Näf, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807022>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die seelische Situation des Kleinkindes

Dr. Hans Näf,
Leiter des Schulpsychologischen Dienstes, Basel *

In meinen Ausführungen über die seelische Situation des Heimkindes stütze ich mich auf wissenschaftliche Untersuchungen und auf eigene Erfahrungen. Ich kenne vor allem die empirischen Studien über die Entwicklung von Heimkindern von Bowlby, Spitz, Dührssen, Meierhofer und Pringle (s. Literaturverzeichnis im Anhang).

Was ist gemeint mit psychischer Situation?

Wenn ich von der seelischen Situation eines Menschen spreche, meine ich folgendes: die Art und Weise, wie seine habituelle Stimmungslage ist, ob vorwiegend heiter, optimistisch, oder eher düster, pessimistisch. Die Art, wie er fühlt, ob Gefühle der Angst und Unsicherheit oder Gefühle der Zuversicht, des Selbstvertrauens usw. vorherrschen. Zur seelischen Situation gehören auch die Entwicklungshöhe und -eigenart im intellektuellen und charakterlichen Bereich, die bewussten und unbewussten Handlungsmotivationen, die Einsichten und Ansichten eines Menschen. Den psychischen Zustand, in dem sich ein Kind befindet, erschliessen wir aus seinem Verhalten, seinen Handlungen, seiner Lebensführung.

Die erste Frage heisst nun:

Gibt es einen für Heimkinder typischen seelischen Zustand?

Unterscheidet sich das Kind, das über längere oder kürzere Zeit im Heim lebt, in typischer Art und Weise vom Kind, das in einer Familie aufwächst?

Es liegen zahlreiche Untersuchungen aus verschiedenen Ländern vor, die diese Frage bejahen. Eine Untersuchung, die diese Frage verneint, kenne ich nicht. Die Studie von Marie Meierhofer und Wilhelm Keller, «Frustration im frühen Kindesalter, Ergebnisse von Entwicklungsstudien in Säuglings- und Kleinkinderheimen», Verlag Hans Huber Bern 1966, ist für uns von besonderer Wichtigkeit. Meierhofer und Keller untersuchten in den Jahren 1958 bis 1960 alle im Alter von drei Monaten bis sieben Jahre in den Säuglings- und Kleinkinderheimen des Kantons Zürich untergebrachten Kinder. Für die Auswertung wurden nur Kinder berücksichtigt, die vor dem 7. Lebensmonat in einem Heim untergebracht worden waren. Die Autoren wollten dadurch die seelische Situation des typischen Heimkindes untersuchen. Organisch nicht gesunde Kinder wurden ausgeschlossen, um sicher zu sein, dass die typische Eigenart des Heimkindes, wenn sich eine solche zeigen sollte, nicht auf organische Schädigungen zurückgeführt werden kann, sondern durch prägende

Milieufaktoren des Heimes bedingt ist. Von den 620 in Frage kommenden Kleinkindern wurden so nur 429 in die Studie einbezogen. Diese Zahl ist gross genug, um daraus verbindliche Schlüsse ziehen zu können. Wir dürfen auch mit gutem Grund annehmen, dass das, was vor zehn Jahren für die Kleinkinder des Kantons Zürich galt, heute noch auf den grössten Teil der in schweizerischen Heimen untergebrachten Kinder zutrifft. Meierhofer und Keller fassen ihre Untersuchungsergebnisse über die typische Eigenart des Heimkindes S. 208 wie folgt zusammen:

«Die Ergebnisse unserer Tests und Beobachtungen (bei 441 Kindern im Alter von 14 Tagen bis 7 Jahre) zeigen eine Entwicklungsstörung auf allen Gebieten. Am ausgeprägtesten ist sie jedoch auf demjenigen der Sprache und der Soziabilität. Etwas weniger beeinträchtigt ist die Entwicklung der Körperhaltung und Körperbewegung und diejenige der Koordination von Wahrnehmung und intentionaler Bewegung. Auf dem besonderen Gebiete der Motorik wird Entwicklungsverzögerung aber bereits im 1. Lebenshalbjahr bemerkbar und verstärkt sich dann gegenüber dem natürlichen Zeitplan weiterhin zunehmend und deutlich.»

Die psychische Situation der Kinder in Säuglings- und Kleinkinderheimen ist also gekennzeichnet durch einen Entwicklungsrückstand der gesamtkörperlichen Motorik, der Sensusmotorik, der Sprachentwicklung und der Soziabilität. Nach Meierhofer und Keller ist die verzögerte Entwicklung gegenüber dem Familienkind typisch für die seelische Situation des Heimkindes. Diese Feststellungen sind nicht neu, sie beeindrucken uns aber stärker als frühere ähnliche Untersuchungsergebnisse, weil sie nicht in England oder Amerika gefunden worden sind, wo man nie genau weiss, ob die Heimbedingungen sich mit denen in der Schweiz vergleichen lassen, sondern in einem Kanton, dessen Heime sich kaum von denen unterscheiden dürften, wie wir sie in unserer Region haben.

Meierhofer und Keller stellten nicht nur Entwicklungsrückstand fest, sondern auch eine Reihe von typischen Veränderungen der Persönlichkeit des Heimkindes. Die meisten Heimkinder sind in einem Zustand der Resignation, das heisst, sie sind weniger aktiv, weniger kontaktfreudig, sie haben weniger Antrieb, Neues zu unternehmen. Die Gefühlswelt ist eingedämmt, die Heimkinder haben weniger Selbstbehauptungswille, sie gehen den Schwierigkeiten eher aus dem Weg. Die meisten Kinder zeigen sich passiv, teilnahmslos, ängstlich-abwehrend. Daneben gibt es noch zwei kleinere Gruppen von typischen Verhaltensweisen:

«1. Kinder, die auf der Stufe des aktiven Kontaktsuchens stehengeblieben sind. Es sind die relativ fröhlichen,

* Vortrag gehalten anlässlich einer Arbeitstagung der Heimleiter-Vereinigung Baselstadt-Baselland.

umtunlichen Kinder, die überall oberflächliche Beziehungen anknüpfen, aber nirgends verwurzeln und keine tieferen Bindungen entwickeln.

2. Kinder, die vorwiegend in Protestreaktionen verharren, bei denen also der Prozess der Resignation nicht bis zur völligen Verschüttung führt, wo vielmehr das passive Verhalten immer wieder durch Perioden unterbrochen wird, in denen vorwiegend aggressive Gefühle durchzubrechen vermögen.» (S. 228)

Meierhofer und Keller bezeichnen das typische Verhalten der Heimkinder als «chronisches Verlassenheits-Syndrom». Andere Autoren verwenden die Bezeichnung «Hospitalismus» (also Verhaltensweisen, die charakteristisch sind für Kinder, die längere Zeit in Spitälern weilen müssen).

Annemarie Dührssen hat in ihrer Untersuchung «Heimkinder und Pflegekinder in ihrer Entwicklung», Göttingen 1958, ebenfalls festgestellt, dass die Heimkinder im Vergleich mit Pflegekindern eindeutig retardiert seien. Sie fand, dass ein Drittel ihrer Heimkinder in der Intelligenzentwicklung auf der Stufe der Debilitätsstadien. Dührssen stellt auch fest, dass ihre Heimkinder langsamer, schwerfälliger, ablenkbarer, konzentrationsschwacher sind als Kinder aus Pflegefamilien. Der grösste Teil ihrer Heimkinder wies auch starke Kontaktstörungen auf.

Weidemann berichtet im Februarheft 1959 der Zeitschrift für Kinderpsychiatrie von einer Untersuchung über die Entwicklung des Heimkindes, die von der Universitätskinderklinik Mainz durchgeführt worden war. Auch er stellt fest: «Das Heimkind macht also, wie wir anhand unserer Entwicklungsanalysen nachweisen können, nicht nur eine a priori langsamere und ungünstigere Entwicklung durch als das vergleichbare Familienkind, sondern auch eine phasenhaft verschobene. Es setzen die Reifungsprozesse der Teilfunktionsbereiche (insbesondere Lernen, Soziabilität, Sprache) nicht nur deutlich später als beim Familienkind ein, sondern greifen auch nicht so koordiniert und unkompliziert ineinander wie bei der relativ geradlinigen Entwicklung des normalen Familienkindes.» (S. 7)

Ich verzichte darauf, Ihnen über weitere Untersuchungen zu referieren, Sie können bei Spitz, Gesell, Bowlby und Pringle selber nachlesen. Mir selber ist die Tatsache der Retardierung von Heimkindern immer wieder bei den Schulreifeuntersuchungen aufgefallen. Jedes Jahr stellen wir Schulpsychologen fest, dass 10 bis 15 Prozent der Schulkandidaten noch nicht die genügende Reife aufweisen, um in die 1. Klasse eintreten zu können. Etwa 4 bis 5 Prozent dieser Kinder sind nicht schulreif, weil es ihnen an der notwendigen Begabung fehlt. Sie weisen eine Entwicklungsverzögerung auf, deren Ursache eine leichtere oder schwerere Geistesschwäche ist. Die Erfahrung hat uns gelehrt, ausserordentlich vorsichtig zu sein mit der Diagnose «Retardierung aus Geistesschwäche», wenn die schulreifen Kinder einen Teil ihrer Säuglings- oder Kleinkinderzeit in einem Heim zugebracht haben. Immer wieder konnten wir nämlich feststellen, dass der Entwicklungsrückstand von Heimkindern nicht anlagemässig bedingt war, sondern sich oft aufholen liess, wenn die Kinder in einer liebevoll fördernden Familie aufwachsen konnten. Ich habe das Schicksal eines solchen Kin-

des über Jahre verfolgen können. Bei der Schulreifeprüfung erreichte dieser Knabe einen Intelligenzquotienten von 78. Alles deutete darauf hin, dass er geistesschwach sei. Sein erstes Schuljahr verbrachte er in einem Heim für Geistesschwache, in dem er der Hilfsklasse nur mit Mühe folgen konnte. Am Ende der ersten Klasse fand er Aufnahme in einer sehr guten Pflegefamilie. Vor vier Monaten habe ich ihn wieder untersucht, weil sein Klassenlehrer (er war inzwischen in eine Normalklasse aufgerückt) ihn für die Realschule anmelden wollte. Sein Intelligenzquotient betrug jetzt 102. Die frühern Verhaltensstörungen (Lügen, Stehlen, Aggressivität) sind heute völlig verschwunden, geblieben sind eine tiefe Unsicherheit, Angst zu versagen und starke Minderwertigkeitsgefühle.

Welches sind die Ursachen der Retardierung und der charakterlichen Störungen der Heimkinder?

Meierhofer und Keller glauben, dass die Retardierung eine Folge der affektiven Frustration der Heimkinder seien. Sie schreiben S. 213—215: «Wir kommen zum Schluss, dass es der Zustand der Resignation ist, der ein Nachlassen der Interessen und Antriebe bewirkt, wodurch die Initiative und Aktivität für das Ausprobieren und Ueben der an sich wohl reifen motorischen Funktionen gelähmt wird.

Die letzten Feststellungen betrafen den Bereich der Motorik und der Koordination von Wahrnehmungs- und Bewegungsablauf. Gelten dieselben Zusammenhänge auch für den Rückstand auf dem sprachlichen und sozialen Gebiet?

Der Tiefstand der sprachlichen Entwicklung war das auffälligste Merkmal, das bei der Auswertung der Entwicklungstests zutagegetreten war. Die Sprache ist das dominierende Kommunikationsmittel des Menschen. In den Heimen war schon beim kleinen Säugling eine Verzögerung in der Entwicklung der lautlichen Aeusserungen, dem Lallen und «Plaudern», zu bemerken. Diese Lautarmut blieb bis ins dritte Lebensjahr bestehen. Die Entfaltung der Sprechfähigkeit, die normalerweise ins zweite und dritte Lebensjahr fällt, geriet ins Hintertreffen. Viele Heimkinder zeigten auch im Kindergartenalter noch eine stammelnde Aussprache und verfügten über nur ganz einfache Ausdrucksweisen. Auch die Vielfalt der nichtsprachlichen Kommunikations- und Ausdrucksmittel, die das Familienkind in den ersten zwei Lebensjahren ausbildet, und die ihm dann für das ganze spätere Leben zur Verfügung stehen, war beim Heimkind eingeschränkt.

Diese Tatsache findet eine einfache Erklärung: die Kontakt- und Beziehungsmöglichkeiten sind, wie wir im vorigen Kapitel ausgeführt haben, so spärlich und die Beziehungspersonen wechseln so häufig, dass der Aufbau sprachlicher Verständigungsmittel immer wieder gestört wird. Zudem wird die Initiative zur Zwiesprache von der Resignation und vor allem von der Antriebschwächung lähmend betroffen. Im Zustand der extremen Selbstbezogenheit wird der Wunsch nach sprachlichem Austausch hinfällig, ja dieser wird im schlimmsten Fall sogar abgelehnt. Die Entwicklung der Soziabilität andererseits hängt eng mit der Kommunikationsfähigkeit zusammen. Der Rückstand auf diesem Gebiet ist zwar zunächst beim einjährigen Heimkind nicht so gross wie der sprachliche, weil gewisse Ge-

wohnheiten und Fertigkeiten in der Gemeinschaft automatisch übernommen werden.

Im zweiten, dritten und in den folgenden Lebensjahren treten die Folgen der durch den allgemeinen Anreizmangel verzögerten Reifung deutlicher in Erscheinung: die in diesem Alter fällige Durchdringung und Erfassung der Umwelt auf intellektuellem Weg ist infolge der dürftigen sprachlichen Artikulation und der eingeschränkten Bewegungs- und Spielmöglichkeiten nur ungenügend gewährleistet. So taucht z. B. die Frage nach dem «Warum» kaum oder erst mit grosser Verspätung auf. Allgemeine Begriffe für Gegenstände oder Sachverhalte, wie sie das Kleinkind in der Familie im zweiten bis vierten Lebensjahr durch eine Synthese sinnlicher Wahrnehmungen, gefühlsmässiger Erfahrungen und sprachlicher Symbolisierung erwirbt, und die ihm die Orientierung in der Umwelt erleichtern, fehlen dem Heimkind weitgehend. Seine begriffliche Welt ist lückenhaft, ungenau und ungeordnet. Wie wir gesehen haben, kann sich z. B. infolge der kollektiven Verfügung über die Spielsachen kein eigentliches Besitzgefühl entwickeln. «Mein und Dein» werden nicht klar geschieden. Der streng innegehaltene Tageslauf im Heim und der Mangel an Abwechslung von aussen verhindern das allmähliche selbständige und einsichtige Eindringen in soziale Ordnungen. Dem Kind wird mechanisch eine gewisse Ordnung und Moral aufgedrängt, die es passiv hinnimmt und der es sich fügt.»

Meierhofer und Keller erklären den typischen Entwicklungsrückstand, den Mangel an Lernfähigkeit und die charakterliche und soziale Auffälligkeit der Heimkinder also vorwiegend als Symptome affektiver Frustrationen durch eine ungünstige Umwelt. Das heisst, hart ausgedrückt, nichts anderes als: Kinder, die in Heimen aufwachsen, weisen die gleichen Entbehrungssymptome auf wie solche, die in schlechten familiären Verhältnissen aufwachsen, in denen sie zu wenig Liebe, Zuwendung und Anregung erfahren. In der ganzen kinderpsychiatrischen und kinderpsychologischen Literatur der neueren Zeit werden diese Zusammenhänge als erwiesen erachtet. In allen modernen Lehrbüchern wird darauf hingewiesen, dass Entwicklungsverzögerungen und Charakterstörungen vor allem die Folgen frühkindlicher Frustrationen seien. Die Hauptquellen dieser frühkindlichen Frustrationen seien schlechte familiäre Verhältnisse und Aufwachsen in Kinderheimen.

Trotzdem drängt sich die Frage auf, ob nicht vielmehr oder mindestens ebensowohl schlechte Erbfaktoren und ungünstige familiäre Einflüsse zur Erklärung der für Heimkinder typischen Störungen herangezogen werden müssen.

Die Volksmeinung erklärt sich ja die typische Eigenart vieler Heimkinder damit, dass sie erblich belastet seien, das heisst von ihren Eltern ein schlechtes Erbgut erhalten hätten und deswegen in ihrer Intelligenzentwicklung und in ihrer sozialen Anpassungs- und Leistungsfähigkeit beeinträchtigt seien. Bis vor wenigen Jahrzehnten war dies die herrschende Ansicht der Fachleute. Sie erklärten die Verhaltensstörungen so vieler Heimkinder als erbbedingte charakterliche und intellektuelle Schwäche des Anlagegefüges und als Folge schlechter familiärer Einflüsse.

Die letzte Erklärungsmöglichkeit schalten Meierhofer und Keller dadurch aus, dass sie nur Kinder, deren

Eintritt ins Heim vor dem 7. Lebensmonat erfolgte und deren Heimaufenthalt auch nicht durch Zeitspannen von mehr als drei Monaten unterbrochen worden war, in ihrer Untersuchung behandeln.

Zur Frage der erblichen Belastung schreiben sie (S. 57): «Wir erinnern daran, dass es bei den Gruppen der grösseren Kinder vorwiegend die aussereheliche Geburt oder die Auflösung der Familie durch Trennung und Scheidung war, die zur Heimunterbringung geführt hatten. Oft sind es gerade auch geistige Störungen, die ein Versagen der Familie in pflegerischer und erzieherischer Hinsicht zur Folge haben und die bewirken, dass das Kind sehr lange in Heimpflege verbleiben muss. Ein Blick auf die Tabellen 8, 9 und 10 zeigt ferner, dass unter den geistigen Erkrankungen und Abnormalitäten bei den Vätern in erster Linie die Kriminalität überwiegt, in zweiter Linie der Alkoholismus eine Rolle spielt und auch bei den Verwandten häufig anzutreffen ist. Bei den Müttern gehören Prostitution, Schwachsinn, geistige Erkrankungen und Psychopathie zu den hauptsächlichsten Abnormalitäten.

Die Ursachen dieser Abnormalien bei den Eltern und Vorfahren der Kinder können sowohl in Erbdeterminationen wie auch in psychogenen, bzw. milieubedingten Faktoren gesucht werden. Sie können dann auch entsprechend hereditär oder psychogen fortwirken. Eine feinere Analyse war im Rahmen dieser Untersuchung nicht möglich. Wie die erwähnten Beispiele zeigen, sind wohl in den meisten Fällen beide Faktoren beteiligt.»

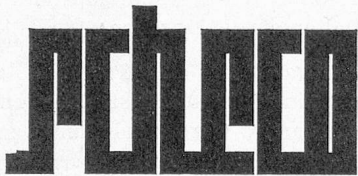
Es bleibt also ungewiss, ob nicht eine grössere Anzahl der untersuchten Kinder auch erbmässig eine negative Auslese ist. Ihre Entwicklungsrückstände auf verschiedenen Gebieten könnten auch auf einer erbten anlagemässigen Schwäche beruhen und die soziale Auffälligkeit auf psychopathischen Charakterstrukturen. Da es Meierhofer und Keller nicht gelingt, die Frage der erblichen Belastung und der Milieuungunst klarer zu beantworten, will ich versuchen, aus allgemeiner Sicht etwas zur Klärung dieser Frage beizutragen.

Die wissenschaftliche Diskussion über das Problem Anlage/Umwelt ist bei weitem noch nicht abgeschlossen. Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat aber doch gezeigt, dass die vor 50 Jahren in der Erziehung und Psychologie gängigen Erklärungen «angeborener Schwachsinn», «erbliche Belastung», «Psychopathie», «moralischer Schwachsinn», «Charakteranomalie» usw. völlig ungenügend sind. Curt Bondy fasste, an einer Tagung für Sozialarbeiter, die m. E. plausibelste Auffassung wie folgt zusammen: «Viele Entscheidungen über hilfsbedürftige Menschen hängen weitgehend von den zugrundeliegenden Auffassungen des Sozialarbeiters über bestimmte Grundprobleme ab; weil über sie recht verschiedene Meinungen bestehen, sollen zunächst einige dieser Grundprobleme betrachtet werden. Welche Rolle spielen Anlage und Umwelt bei der Entstehung seelischer Schwierigkeiten? Ist die Hilfsbedürftigkeit im allgemeinen durch Vererbung oder durch Umwelteinflüsse verursacht?

Extreme Vertreter der Anlagetheorie behaupten, dass alles erblich bedingt sei. Der Mensch muss seiner Meinung nach seinen Weg gehen nach dem Gesetz, nach dem er angetreten ist. Sie haben nicht viel Hoffnung, einem Menschen durch Aenderung seiner äusseren Verhältnisse oder durch Erziehung helfen zu können.

Wir erstellen:

**Kühlschrankanlagen in transportabler
und ortsfester Ausführung,
Kühl- und Gefrierräume,
Freezer-Placenanlagen für Küche
und Economat,
Klimaanlagen, Leichen-Kühlanlagen,
Isolierungen gegen Kälte, Wärme
und Schall.**



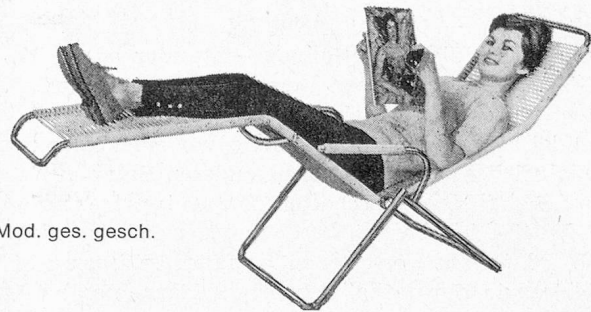
Referenzen von Kinder-, Bürger- und Altersheimen, privaten und kantonalen Anstalten, Erziehungsheimen usw. Profitieren auch Sie von unserer grossen Erfahrung. Unsere Beratung ist für Sie unverbindlich. Unser Service ist prompt und vorteilhaft.

A. SCHELLENBAUM+CO. AG WINTERTHUR

Besuchen Sie unseren Stand 361, Halle 11, an der MUBA 1970

Altorfer-Liegestuhl 558

Dieses Modell bringt vollkommene Entspannung und wird deshalb nicht nur von Privaten, sondern immer mehr auch von Spitälern, Heimen, Sanatorien und Hotels gekauft. Die Metallteile sind feuerverzinkt und können deshalb nicht rosten. Die Liegefläche und die Armlehnen sind mit wetterbeständigen Plastic-Kordeln bespannt. Der Liegestuhl ist zusammenlegbar.



Mod. ges. gesch.

Altorfer AG 8636 **Wald** (Zürich)
Abt. Metallmöbel Telefon 055 4 35 92



6 neue Saucen in exklusiver Qualität!

Bratensauce/Demiglace, Sauce Tomates, Sauce Idéale,
Sauce Hollandaise, Sauce Béarnaise, Sauce à la Crème.

Einmaliger Einführungsrabatt!

LUCUL Nahrungsmittelfabrik AG 8052 Zürich Tel. 051 46 72 94

Sie treten daher im Falle einer Störung der sozialen Ordnung vor allem für Straf- und Sicherungsmassnahmen ein.

Für Vertreter der Umwelttheorie spielt dagegen die Anlage nur eine geringe Rolle. Alles hängt davon ab, in welcher Kultur, in welchen Verhältnissen, vor allem aber in welcher Familiensituation ein Mensch aufwächst. Sie hoffen, durch eine Veränderung der Umweltsverhältnisse und durch Erziehungsmassnahmen vieles erreichen zu können. — Es ist bekannt, wie sehr auch politische und vor allem sozialpolitische Einstellungen und Entscheidungen von diesen Grundpositionen aus beeinflusst werden. Im Streit zwischen diesen beiden gegensätzlichen Ansichten wird immer wieder die Frage aufgeworfen, was wichtiger ist: Anlage oder Umwelt? Doch schon diese Frage selbst, wenn sie so allgemein gestellt wird, muss als falsch betrachtet werden, da man sie nicht grundsätzlich in dem einen oder in dem andern Sinn beantworten kann. Ein Mensch wird stets sowohl durch seine Anlage als auch durch Umweltfaktoren gestaltet. Schon vor Jahrzehnten hob William Stern, dessen Theorie heute von den meisten Forschern anerkannt wird, diesen Gesichtspunkt hervor. Er sagte, dass bei der Entfaltung der Persönlichkeit, des Charakters eines Menschen Vererbung und Umweltseinflüsse stets zusammenwirken. Was der Mensch bei der Geburt an Fähigkeiten mit auf die Welt bringt, sind hauptsächlich unentwickelte Anlagen. Dispositionen, allgemeine Tendenzen, die für ihre Entwicklung der Ergänzung durch die Umwelt bedürfen. Kindliche Anlagen sind nicht eindeutige Prädestinationen dessen, was kommen wird, sondern Zukunftsanweisungen mit Spielraum. Innerhalb dieses Spielraumes können nun Erziehung und andere Umweltseinflüsse wirken. «Was ursprünglich nur vage, sehr vieldeutige Anlage war, verfestigt sich allmählich zur Eigenschaft.»

Aber nicht nur die Fragestellung «entweder oder» ist falsch, sondern wir müssen ausserdem jeweils unterscheiden, von welchen Faktoren wir sprechen, ob etwa von der körperlichen Entwicklung, von einer Krankheit, von geistigen Fähigkeiten, besonderen Begabungen oder von Charaktereigenschaften. Die Antwort auf die Frage, ob eine bestimmte Erscheinung erblich ist oder nicht, wird jeweils verschieden ausfallen. Körperliche Merkmale, wie Hautfarbe, Körperbau, Haar- und Augenfarbe, werden fast ausschliesslich durch Vererbung übertragen. Verschiedener Meinung sind die Fachleute in der Frage der Vererbung bestimmter Geisteskrankheiten. — Von besonderen Begabungen, etwa musikalischer Art, wird angenommen, dass sie erblich sind. Das gleiche gilt für die Höhe der Intelligenz. So ist auch Schwachsinn, also geringe Intelligenzhöhe, erblich. Das schliesst allerdings nicht aus, dass Schwachsinn auch infolge einer Kopfverletzung oder als Folge einer Krankheit auftreten kann.

Was uns aber besonders interessiert, ist die Frage, ob der Charakter eines Menschen weitgehend von dem, was ererbt hat, abhängt, oder davon, wie seine Umwelt auf ihn eingewirkt hat. So etwa, ob er freundlich oder unfreundlich, ehrlich oder unehrlich, zuverlässig oder unzuverlässig, hilfsbereit oder nicht hilfsbereit ist. Es muss zugegeben werden, dass es hier eine einheitliche Meinung bei Medizinern, Juristen, Pädagogen

und Psychologen nicht gibt. Aber viele von ihnen — auch ich — glaube, dass bestimmte Eigenschaften, wie etwa Freundlichkeit oder Gehässigkeit, oder gar Verhaltensweisen wie Lügen, Stehlen, Bettnässen, Nägelbeissen, sicher nicht vererbt sind. Diese Meinung schliesst aber nicht die Annahme aus, dass es ererbte Grundlagen im Seelenleben des Menschen gibt, wie etwa verschieden starke Vitalität, Lebenskraft, verschieden starke Empfindlichkeit und ähnliches.»

Bondy drückt sich recht vorsichtig aus. Heute sind Psychiater und Psychologen in der Regel noch weiter von der Vererbungstheorie weggerückt und verneinen allgemein eine erbbedingte Veranlagung zu Diebstahl, Lügenhaftigkeit, Prostitution, Alkoholismus, liederlichem Lebenswandel, Kriminalität, Arbeitsscheu und ähnlichem.

Je differenzierter die Lebensschicksale von geisteskranken, kriminellen oder auch von sozial unauffälligen Menschen untersucht werden, um so mehr lässt sich aus dem Lebensschicksal heraus verstehen und erklären. Besonders die Kleinkinderzeit hat sich als ganz besonders wichtig erwiesen für das spätere charakterliche und soziale Verhalten eines Menschen.

Eine differenzierte Betrachtung des Problems zeigt auch, dass gewisse seelische Eigenarten stärker von der elterlichen Erbmasse geprägt werden als andere und dass es Bereiche im Seelenleben des Menschen gibt, die von Vererbung fast völlig unabhängig sich entfalten. Wenig durch Milieu und Erziehung beeinflussbare Faktoren sind: körperliche Eigenschaften wie Skelettbau, Grösse, Augenfarbe usw.; die Feinstruktur der Sinnesorgane, die vitale Energiekapazität (Antrieb) und das Temperament (Lebhaftigkeit und Intensität der Reizansprechbarkeit).

Erblich angelegt, aber mehr veränderungs- und erziehungsfähig erscheinen folgende Bereiche: die Ausserungsformen der Intelligenzleistungen, Ansprechbarkeit und Art der Gefühle, emotionale Stimmungslage (traurig/heiter), Grundeinstellungen wie Introversion und Extraversion.

Am stärksten von Umwelt und Erziehung beeinflussbar sind: Interessen, charakterliche Eigenarten wie Geizigkeit, Habsucht, Arbeitsscheu, Ehrgeiz, Minderwertigkeitsgefühle. Auch Verhaltenseigenschaften wie Stehlen, Lügen, aggressives und freches Benehmen oder kameradschaftliches und freundliches Benehmen, Pflichteifer, Ehrlichkeit.

Ausschliesslich von der Erziehung und vom Milieu abhängig sind die Werthaltungen und Gesinnungen, die moralischen, religiösen und politischen Anschauungen.

Diese heutzutage übliche Differenzierung des Problems «Anlage/Umwelt» zeigt deutlich, dass man Verhaltensweisen, die früher als erbbedingt angeschaut wurden, heute als weitgehend vom Milieu geformt ansieht.

In den letzten Jahren sind sehr viele Forschungsergebnisse in bezug auf das Zustandekommen von Lebensschul- und Intelligenzleistungen veröffentlicht worden. All diese Forschungen machen es wahrscheinlich, dass auch diese Leistungen viel weniger von der Vererbung abhängig sind, als man es früher glaubte, und dass der Milieufaktor bei ihrem Zustandekommen eine grössere Rolle spielt. Im IV. Band der Gutachten und Stu-

PHAG



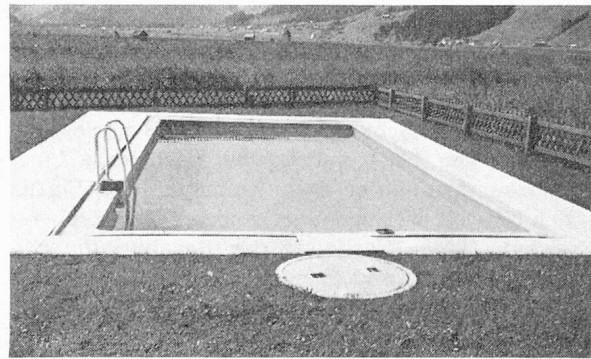
Eckert J. ECKERT

Seit 50 Jahren haben sich die
**GRANOSE-FLOCKEN
PHAG**

bestens bewährt. Diese leichtverdaulichen, knusperigen Flocken, aus dem ganzen Weizenkorn hergestellt, sind etwas Herrliches für jung und alt, Gesunde und Kranke. Ein Birchermüsli, Joghurt oder Fruchtsaft mit GRANOSE-FLOCKEN, besonders für die warmen Tage, bilden eine ideale Nahrung.



FABRIK HYGIENISCH-DIÄTETISCHER
NAHRUNGSMITTEL / GLAND (WAADT)



... auch für Sie
ein Schwimmbecken —
von Hartmann natürlich!

Schwimmbecken
Filteranlagen
Schwimmbecken-Chemikalien
Duschen
Zubehör

Hartmann

Ulrich O. Hartmann, Kunststoffwerk
Russikerstrasse — 8320 Fehraltorf ZH
Tel. (051) 97 73 49

SCHLARAFFIA



In klinischer und ärztlicher Praxis seit Jahrzehnten bewährt und stets auf dem Stand der neuesten Entwicklung: Schlaraffia-Spitalmatratzen in umfassenden Varianten.

Schlaraffiawerk AG Basel

dien der Bildungskommission des Deutschen Bildungsrates, dessen Titel «Begabung und Lernen» ist, werden diese Forschungsergebnisse in ausgezeichneter Art und Weise dargestellt. Auch Lilly Kemmler weist in ihren empirischen Untersuchungen über «Erfolg und Versagen in der Grundschule» (Verlag für Psychologie Hogrefe Göttingen 1967) eindrücklich nach, dass für das Zustandekommen guter Schulleistungen die Einflüsse aus der Umwelt viel wichtiger sind, als man früher gemeint hat. Diese Ergebnisse der Begabungsforschung sind so umwälzend und überzeugend, dass sie sogar unsere Schulen schon zur Kenntnis nehmen. In der Praxis wird in der Schule (ich glaube, dass die Heim- schule da keine Ausnahme macht) aber immer noch weitgehend von überlebten erbbestimmten Intelligenz- und Schulleistungsauffassungen ausgegangen.

Die Wichtigkeit des Milieus für die Persönlichkeitsprägung des Menschen wurde in den letzten Jahren auch von anderer Seite her immer plausibler gemacht. Bis vor 10, 20 Jahren glaubte man, dass die Schizophrenie eine endogene Psychose sei, die sich von einer Generation zur andern weitervererbt, ohne dass man erzieherisch darauf Einfluss nehmen könne. Heute gibt es schon viele Fachleute auf der ganzen Welt, die überzeugt sind, dass sogar die Schizophrenie weitgehend ein Produkt der Kindheits- und Jugenderlebnisse sei. Aehnlich ist es dem Begriff «Psychopathie» (angeborene Charakteranomalie) in den letzten Jahren ergangen. Heute ist dieser Begriff der angeborenen Charakteranomalie innerhalb der Psychiatrie so fragwürdig geworden, dass viele ihn völlig aufgegeben haben. Besonders in der Kinderpsychiatrie wird er kaum mehr gebraucht, weil immer mehr Charakteranomalien in ihrer dynamischen Entstehungsgeschichte verstanden werden können. Die Fortschritte der Tiefenpsychologie und der Kinderpsychologie haben viel dazu beigetragen, dass charakterliche Abartigkeiten wie Jähzorn, Faulheit, Leichtsinn, Aggressivität usw., die früher als abnorme Anlagen angesehen wurden, heute nicht nur psychodynamisch verstanden, sondern durch geeignete Behandlungsmethoden auch geheilt werden können. Aber gerade diese Erkenntnisse, dass der Charakter und auch die charakterlichen Abnormitäten in viel grösserem Ausmass, als man früher annahm, vom erlebten Schicksal eines Menschen, insbesondere von seiner Kindheit, abhängen als von seinen Anlagen, sind noch nicht weit über die Fachwelt hinausgedrungen. Leider sind gerade diese Tatsachen auch in der Heimerziehung noch zu wenig bekannt.

Innerhalb der Kinderpsychologie und der Kinderpsychiatrie hat sich in den letzten Jahrzehnten ein grundsätzlicher Wandel im Denken vollzogen. Man greift bei der Frage nach dem Zustandekommen von Entwicklungs-, Leistungs- oder Verhaltensstörungen erst in letzter Linie, wenn alle andern Erklärungsmöglichkeiten versagen, zur Hypothese der Vererbung. Erst wenn man genau abgeklärt hat, dass eine psychische Störung nicht auf einer organischen Grundlage beruhen kann und dass sie auch nicht von den Milieueinflüssen her verstanden werden kann, wagt man heute hereditäre Belastungen anzunehmen.

Wenn wir die Befunde von Meierhofer und Keller im Lichte der dargelegten neueren psychologischen Erkenntnisse betrachten, müssen wir die Frage stellen,

genügen die besondern Umweltsbedingungen, unter denen die Heimkinder aufwachsen, um deren typische Verhaltensweisen zu erklären? Meierhofer und Keller, Spitz und Dührssen bejahen diese Frage. Sie sind überzeugt, in ihren Untersuchungen nachgewiesen zu haben, dass Heimkinder in ihren Grundbedürfnissen derart frustriert werden, dass sie sich nicht normal entwickeln können. Um etwas differenzierter auf dieses wichtige Problem einzugehen, müssen wir uns erstens die Frage stellen, welches sind die typischen Grundbedürfnisse jedes Kindes, und zweitens, müssen Heimkinder die Stillung dieser Bedürfnisse wirklich dermassen stark entbehren, dass sie sich anders entwickeln als Familienkinder?

Die erste Voraussetzung für die gesunde Entwicklung eines Kindes ist die Stillung seiner körperlichen Bedürfnisse. Es muss genügend und gesunde Nahrung, Obdach, Kleider, Licht, Luft, Sauberhaltung und eine entsprechende Gesundheitspflege bekommen. Diese hygienischen Voraussetzungen der Entwicklung sind längst bekannt und wurden in früheren Zeiten bei der Aufzucht der Kinder oft allein berücksichtigt. Seit 30, 40 Jahren hat man aber bemerkt, dass auch hygienisch einwandfrei betreute Kinder sich körperlich und seelisch nicht gut, nicht normal entwickeln, wenn sie in seelischer Beziehung nicht ein Minimum an Pflege erhalten. Es gibt auch seelische Grundbedürfnisse, deren Erfüllung zur gesunden Entwicklung eines Kindes notwendig sind. Diese seelischen Grundbedürfnisse sind folgende:

1. Das Kind hat das Bedürfnis, akzeptiert und gewollt zu sein, bedingungslos geliebt zu werden als das, was es ist. Es ist notwendig, dass es von einer Atmosphäre freudiger Aufnahmebereitschaft umgeben wird und dass es von frühester Jugend an als Beweis dieser freudigen Aufnahmebereitschaft auch in körperlicher Beziehung Zärtlichkeit erhält.
2. Das Kind hat das Bedürfnis, von den Eltern beachtet zu werden. Dazu gehört, dass sie mit ihm spielen, dass sie mit ihm sprechen, es loben, es ermahnen, überhaupt Interesse an ihm zeigen, aktiv auf es eingehen. Diese Beachtung darf zeitlich nicht allzu begrenzt sein; das Kind braucht sie um so mehr, je jünger es ist. Kinder, die nicht genügend Kontaktmöglichkeiten haben, geraten in einen seelischen Zustand der Enttäuschung, der Angst, der Mutlosigkeit. Aehnliche Gefühle, wie sie sich bei Minderwertigkeitserlebnissen einstellen, sind auch bei diesen Kindern zu beobachten.
3. Jedes Kind hat das Bedürfnis nach Expansion, das heisst nach entsprechenden Möglichkeiten, seine Funktion zu üben, seine Umwelt kennenzulernen, seine Erfahrungen zu erweitern und bei der Eroberung eines immer grösseren Lebensraumes seine körperlichen und seelischen Kräfte zu trainieren.
4. Das Kind hat ferner das Bedürfnis nach Identifikation, das heisst es möchte mittels Sympathie- und Liebesgefühlen einem Menschen verbunden sein, dessen Anschauungen und Wertungen es übernehmen kann. Diese affektive Bindung und das Uebernehmen von Einsichten, Ansichten und Verhaltensweisen gibt dem Kind Sicherheit in der Welt. Mittels Identifikation baut sich allmählich sein Gewissen auf und auch die Ichstärke, diesem Gewissen zu gehorchen. Der

Vorgang der Identifikation ist für die Entwicklung von Selbstdisziplin und sozialer Anpassungsfähigkeit von grösster Bedeutung.

5. Das Kind hat auch das Bedürfnis nach dem Einbezogenen in echte, möglichst konfliktfreie Gemeinschaft, in der es Schutz, Erfolg und Verständnis erlebt. Kinder aus Streit- und Scheidungsmilieu kommen fast nie zur Befriedigung dieser Grundbedürfnisse des Erlebnisses einer Gemeinschaft, die Schutz und Sicherheit vermittelt.

Kinder, deren seelische Grundbedürfnisse nicht beachtet oder zu wenig erfüllt werden, erleben die Welt und die Mitmenschen als unfreundlich, als bedrohlich, als fremd, als unvertraut und angstausslösend. Es bilden sich in ihnen dauernde Angstgefühle, Gefühle des Unterlegenseins, des Abgelehntwerdens, das heisst all jene Gefühle, die unangenehm sind. Den ganzen Vorgang bezeichnen wir Frustration, das heisst Nichterfüllung existentieller seelischer Bedürfnisse.

Wir müssen uns fragen, welche Faktoren innerhalb der Heimsituation sind geeignet, die Kinder in ihren Grundbedürfnissen zu frustrieren? Meierhofer und Keller weisen auf folgende ungünstige Voraussetzungen der Heimkinder hin:

Häufiger Wechsel der Heime und der Pflegerinnen, die kein Gefühl von Verbundenheit und Sicherheit aufkommen lassen. Die Kinder erleben sich nicht als bedingungslos akzeptiert und geliebt. Auch Kellmer Pringle weist in seinem Buch «Deprivation and Education» darauf hin, dass Heimkinder in ihrem Sicherheitsbedürfnis dadurch schwerst frustriert werden, weil sie zu häufig das Heim oder die Gruppe wechseln müssen, weil immer wieder andere Erzieherinnen sie betreuen. Durch die grosse Zahl der Kinder in einer Gruppe und dadurch, dass die Heimkinder ja nicht von ihrer leiblichen Mutter betreut werden, würde sich bei jedem Heimkind eine affektive Frustration einstellen. Nach Pringle ist es prinzipiell unmöglich, dass man einem Kind so viel Zärtlichkeits- und Liebesbeweise geben kann, wie es sie in der Familie drin erhält. Nach Kellmer Pringle erhalten die Heimkinder in der Regel auch viel zu wenig Anerkennung, Lob und positive Zuwendung. Es liege im Erziehungsstil der Heime, dass mehr kritisiert, entwertet und korrigiert werde, als dass auf den Aufbau eines kräftigen Selbstwertgefühls besonderer Nachdruck gelegt werde. Die Heimerziehung tendiere in erster Linie auf Einpassung, Unterordnung und Gehorsam und laufe dadurch immer Gefahr, durch allzuviel Repression das Selbstwertgefühl der Kinder zu schädigen. Auch das Bedürfnis nach Unabhängigkeit, Freiheit und Selbstverantwortung komme bei Heimkindern dadurch zu kurz, dass der ganze Tageslauf vorgeschrieben sei, dass sie kaum je Einzelaktivitäten ausserhalb des Heimes unternehmen könnten.

Aus meiner eigenen Erfahrung möchte ich noch hinzufügen, dass auch das Bedürfnis, in einer Gruppe drin akzeptiert zu werden, bei den Heimkindern häufig frustriert wird. Ich habe immer wieder erlebt, dass, wenn ich mit Kindern über ihren Heimaufenthalt gesprochen habe, sie mir berichteten, die Erwachsenen seien schon recht gewesen, aber die Kinder hätten immer Streit gehabt und einander geplagt. Es ist ja häufig schon in einer Familie nicht leicht, die Kinder so zu führen, dass sie nicht ständig eifersüchtig sind aufeinander, und in

einem Heim ist es noch viel schwieriger. Dort, wo die Erzieher gar der Meinung sind, die Kinder sollen sich nur untereinander erziehen oder «abschleifen», wie das etwa genannt wird, kann natürlich kein glückliches Zusammenleben zustandekommen. Aber auch dort, wo bewusst und mit Planmässigkeit zu Kooperation und Nächstenliebe erzogen wird, besteht in grösseren Gruppen immer die Gefahr, dass die Schwächern von den Stärkern terrorisiert werden und ein Teil der Kinder im Heim von den Kameraden her mehr Angst und Bedrohung erlebt als Sympathie und Hilfsbereitschaft. Zusammenfassend kann man feststellen: es ist sicher viel leichter, die Grundbedürfnisse der Kinder innerhalb einer Familie zu erfüllen als innerhalb eines Kinderheimes. Es besteht eine sehr hohe Gefahr, dass Heimkinder in ihrem Streben nach Sicherheit, nach Liebe und Anerkennung, nach Selbständigkeit und Freiheit und nach Akzeptiertwerden in einer Altersgruppe zu kurz kommen. Damit habe ich einige wesentliche Aspekte der psychischen Situation des Kindes im Heim dargestellt. Ich habe weniger von Heimkindern im Schulalter gesprochen. Die Situation ist für diese Kinder natürlich nicht die gleiche wie die der Kleinkinder. Die Kinder, die im Schulalter in Heimen untergebracht werden, rekrutieren sich zum grössten Teil aus Kindern, die schon früher in Heimen waren oder aus solchen aus zerbrochenen Familienverhältnissen. Es ist mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass viele Kinder in den Schulheimen frühgeschädigte Kinder sind, wie Meierhofer und Keller sie beschrieben haben. Wegen ihren Frühschädigungen entwickeln sie Verhaltens- und Entwicklungsstörungen. Wenn man diese beheben will, müssen diese Kinder das nachholen können, was sie früher verpasst haben, das heisst, sie müssen besonders viel Liebe, Zuwendung, Anerkennung, persönliche Anteilnahme, Ermutigung und Förderung erhalten. Damit sie ihre Ängste, ihr Misstrauen und ihre Unsicherheit, ihre Aggressivität und ihre Depressionen überwinden können, sind auch die Kinder im Schulalter auf eine ganz besonders individuelle und differenzierte Betreuung angewiesen. Für diese Betreuung gelten sicher sinngemäss genau die gleichen Grundsätze wie für die Betreuung von Säuglingen und Kleinkindern. Es gibt meines Wissens leider keine Untersuchung über Kinder in schweizerischen Schulheimen. Soweit ich es beurteilen kann, glaube ich, dass auch in ihnen die meisten Kinder ebenfalls in bezug auf ihre seelischen Grundbedürfnisse stark frustriert werden und dass die seelischen Schäden, die die Kinder früher erlitten haben, in der Regel nicht ausgeheilt werden. Ein grosser Teil der Kinder, die mit Verhaltensstörungen in unsere Schul- und Jugendlichenheime kommen, erleben weitere Frustrationen und damit eine Verstärkung und Chronifizierung ihrer Störungen.

Was kann man tun?

Meierhofer macht am Schlusse ihrer Untersuchungen einige Vorschläge, wie die Situation für die Kinder verbessert werden könnte. Ich möchte diese Vorschläge kurz zusammenziehen und wiedergeben:

1. Keine Trennung der Kinder von der Mutter im Spital.
2. So wenig Kinder wie möglich in Fremdpflege. Familien in bedrängter finanzieller Lage, alleinstehenden

Müttern und Kindern von Gastarbeitern muss geholfen werden, damit ihre Säuglinge und Kleinkinder in der Familie aufwachsen können.

3. In Heimen müssen Familiengruppen mit einer kleinen Anzahl (5—7) verschiedenaltiger und verschiedengeschlechtlicher Kinder gebildet werden. Die Kinder sollten das Heim und die Gruppenmutter möglichst nicht wechseln müssen.
4. Wohnungseinrichtungen, Kleidung und Betreuung müssen intimer und familiärer werden, damit die Kinder mehr Geborgenheit erleben.
5. Die Kinder sollten möglichst engen Kontakt mit ihren leiblichen Eltern behalten können.

Ich möchte einige weitere Vorschläge anfügen, die über den Bereich der innern Organisation der Heime hinausgehen. Wir müssen die Öffentlichkeit besser informieren über die Probleme der Erziehung der Kinder im Heim. Unsere Politiker haben in der Regel keine und die massgebenden Behörden nur eine geringe Ahnung von den Zusammenhängen, die ich Ihnen dargestellt habe. Wir müssen sie mit allen Mitteln darauf aufmerksam machen, dass durch die Art und Weise, wie kleinere und grössere Kinder in unsern Heimen betreut werden können, sehr häufig psychische Schädigungen gesetzt werden, die die Grundlagen zu asozialem Verhalten im späteren Leben bilden. Wir müssen der Öffentlichkeit sagen, dass es nicht in erster Linie schlechte Anlagen sind, aus denen heraus so viele in Heimen aufgewachsene Kinder später sozial versagen, sondern dass es die ungünstigen Entwicklungsbedingungen innerhalb unserer Heime sind, die zu spätern Schwierigkeiten führen. Wir müssen immer wieder darauf hinweisen, dass wir in unsern Heimen nicht in der Lage sind, die uns anvertrauten Kinder so zu fördern, wie sie in einer einigermaßen erziehungstüchtigen Familie gefördert werden können. Nur wenn die Situation von Heimeltern, Heimerziehern und Heimlehrern her als unhaltbar angeprangert wird, sind Verständnis und Hilfe von seiten der Öffentlichkeit und von seiten der Behörden zu erwarten. Wie können unsere Politiker und unsere Behörden Verständnis bekommen für vermehrte finanzielle Aufwendungen auf dem Gebiete des Heimwesens, wenn man ihnen die wichtigen Zusammenhänge zwischen der Intimität der Betreuung und der zukünftigen Jugendkriminalität nicht eindeutig klarmacht? Es scheint mir, dass zu lange eine Beschwichtigung- und Beschönigungspolitik betrieben worden ist rund um unsere Heimerziehung. Die Heimkinder können sich nicht selber wehren, um ihre Situation zu verbessern. Wir müssen uns etwas einfallen lassen, um ihnen zu helfen. Nachdem wir erkannt haben, in welchem Ausmass Heimkinder benachteiligt sind, sind wir verpflichtet, alles zu tun, um die Ursachen dieser Benachteiligung soweit wie möglich zu beheben. In welcher Richtung die Reformen gehen müssen, deuten Meierhofer und Keller an.

Ich bin mir bewusst, dass meine Ausführungen viele von Ihnen sehr unglücklich gemacht haben, dass einige von Ihnen sehr deprimiert sein werden und andere wahrscheinlich wütend und aufgebracht. Ich weiss, dass ich nur die negativen Seiten des Problems beleuchtet habe, dass ich noch mit keinem Wort darauf hingewiesen habe, dass es auch Kinder gibt, die in einem Heim glücklicher sind als bei ihren eigenen Eltern, und

dass ich bis jetzt noch mit keinem Wort darauf hingewiesen habe, dass in den Heimen von Erziehern, Heimeltern und Lehrern zum Teil mit übermenschlichen Anstrengungen versucht wird, die ungünstigen Bedingungen auszugleichen. Sie sind vielleicht auch ungehalten, weil meine Ausführungen so klangen, als ob die Kinder im Heim mit Absicht, aus sadistischer Freude heraus, frustriert würden. Sie fühlen sich verkannt, weil ich nicht auf die zum Teil riesigen Arbeitslasten der Erzieherinnen und Heimeltern hingewiesen habe, weil ich nicht vom enormen persönlichen Einsatz Vieler, vom täglichen liebevollen Bemühen um die Heimkinder, von den langen Arbeitszeiten und den nicht gerade fürstlichen Honorierungen gesprochen habe. Ich weiss, dass ich viele von Ihnen mit meinen Ausführungen über die Frustrierung der Heimkinder auch schwerstens frustriert habe. Dies tut mir leid, Sie dürfen es mir glauben, ich habe es nicht leichten Herzens getan, aber ich habe im Verlaufe der letzten zehn Jahre die Ueberzeugung gewonnen, dass die Wirklichkeit der Heimerziehung weit hinter dem zurückliegt, was sein sollte und vielleicht auch sein könnte. Geben wir uns doch Rechenschaft, welche riesige Mittel für die körperliche Gesundheit unseres Volkes eingesetzt werden, und welche lächerlich geringe Mittel für die seelisch beeinträchtigten Heimkinder zur Verfügung stehen. Im Bereich der Kinderkrankheiten sind allein in der Schweiz sicher an die hundert Aerzte forschend und heilend tätig. Im Bereich der seelischen Fehlentwicklung gibt es keine Forschungsstätte. Unsere Heimeltern, die für das seelische Gedeihen ihrer Kinder verantwortlich sind, wie etwa ein Klinikchef des Kinderspitals für das körperliche Gedeihen der ihm anvertrauten Kinder, sind in bezug auf ihre Möglichkeiten soviel miserabler dran als der Klinikchef, dass einem der Vergleich eigentlich lächerlich vorkommt, obwohl er sachlich durchaus gerechtfertigt ist. Ich bin nicht der Ansicht, dass man für die körperliche Gesundheit unseres Volkes zu viel sorgt, aber ich bin der Ansicht, dass man für die geistige und seelische Gesundheit unserer Kinder viel zu wenig sorgt. Ich bin der Ueberzeugung, dass es die Aufgabe unserer Generation ist, zu erkennen, in welchem Ausmass die erzieherische Betreuung unserer unterprivilegierten Kinder vernachlässigt wird.

Diese Ueberlegungen sollen auch wieder einige Hoffnung und Zuversicht geben. Wir dürfen uns nicht von der unbefriedigenden gegenwärtigen Situation niederdrücken lassen. Die Diagnose ist m. E. gestellt und sie fordert uns heraus, Therapiepläne aufzustellen.

Literatur

- Marie Meierhofer und Wilhelm Keller: «Frustration im frühen Kindesalter», Verlag Huber, Bern, 1966.
- J. Bowlby: «Maternal care and Mental Health», Geneva WHO, 1952.
- Annemarie Dürrssen: «Heimkinder und Pflegekinder in ihrer Entwicklung», Göttingen, 1958.
- René Spitz: «Die Entstehung der ersten Objektbeziehung», Stuttgart, 1960.
- M. L. Kellmer Pringle: «Deprivation and Education», Longmans London, 1965.
- Curt Bondy: «Probleme der Jugendhilfe», Schriften des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Carl-Heymanns-Verlag, Köln/Berlin, 1957.
- Lilly Kemmler: «Erfolg und Versagen in der Grundschule», Verlag Hogrefe, Göttingen, 1967.